


12299

v. Kovats, Hermannstadt, 23

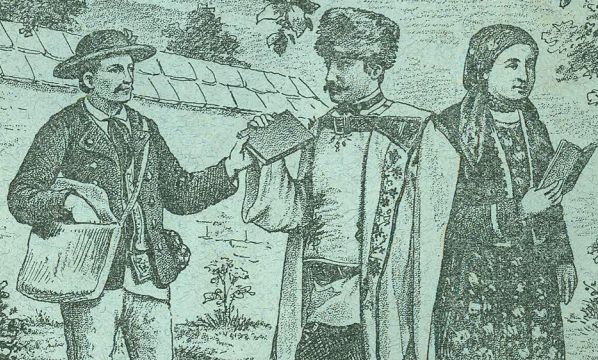
Volkschriften-Verlag
Hermannstadt.



**Die Ausstattung
unserer Wohnräume.**

Von

Dr. Victor Roth.



W. Krafft in Hermannstadt.

27.

SEBASTIAN HANN-VEREIN
für heimische Kunstbestrebungen
HERMANNSTADT

12299

Die Ausstattung unserer Wohnräume.

Von Dr. Victor Roth.

In unseren Wohnräumen verbringen wir den größten Teil unseres Lebens. Um sie unseren Bedürfnissen, unserer Bequemlichkeit, unserem Geschmack und unserem Schönheitssinn entsprechend einzurichten, verwenden wir mehr oder weniger große Geldmittel; wir wollen uns in ihnen behaglich und wohl fühlen. Sie sind ein Spiegel unserer Individualität und unserer Neigungen, der räumliche Hintergrund unserer Persönlichkeit. Dadurch ist es aber bedingt, daß die innere Einrichtung und Ausstattung der Zimmer, in denen wir schlafen, essen, arbeiten, kurz alle häuslichen Geschäfte und Obliegenheiten verrichten, in ein bestimmtes, logisches Verhältnis zu unserer Eigenart, zu unserer Stellung und zu unserem Berufe treten.

So einleuchtend und natürlich nun diese Gedanken erscheinen, so seltsam ist es, daß man in 99 von 100 Häusern ihre praktische Anwendung vermißt. Das aber wird nur begreiflich, wenn wir die Tatsache der allgemeinen Geschmacklosigkeit der heutigen Gesellschaft, ihre Unfähigkeit, künstlerisch zu empfinden, ihre Ungebildetheit in allen ästhetischen Fragen im Auge behalten. Daraus ergeben sich nun Ungereimtheiten und Widersprüche lächerlichster Art. Ist es denn nicht komisch, wenn ein Mann von klassischer Bildung, der den Laokoon gelesen und der modernen und alten Literatur das feine Kennzeichen entgegenbringt, nicht zur Einsicht kommt, daß der elende Strich an der Wand seines Studierzimmers einen Hohn auf sein geistiges Leben bedeuere? Ist es nicht widersprüchlich, wenn die prächtige Hausfrau, die um eine Handvoll Bohnen auf dem Markte feilscht, für einen in

Bibl. Universitara Sibiu



U613271160

Bibl. Instit. de inv. superior Sibiu
INV. Nr. 20392 19 R

20 MAI 1985
1
100
20/6

BIBLIOTECA
SIBIU

den unmöglichsten Farben und aus zweifelhaftestem Material gefertigten Teppich eine sehr ansehnliche Summe opfert? Und müssen wir nicht zugestehen, daß der sogenannte Salon selbst in den Kreisen vorhanden sein muß, wo dessen wirkliche Verwendung in keinem Einklang mit der Häufigkeit und der Notwendigkeit seiner Benützung steht? Das schönste, freundlichste und größte Zimmer der eingeschränkten Wohnung opfert man der Rücksicht auf eine eingebildete Repräsentationspflicht und schläft dann in einem dunkeln Winkel und hält sich tagsüber in einem Raume auf, der keinen Ansprüchen auf Licht, Luft und Behaglichkeit entspricht. Wie viele unserer Männer, die zu Hause mit der Feder an dem Schreibtische zu arbeiten gezwungen sind, haben in ihren Wohnungen das „Paradezimmer“, aber dafür keine Arbeitsstube.

Dieser unselige Salon verdankt in bürgerlichen Kreisen nicht etwa der Großmannsucht sein trauriges Dasein, auch nicht ausschließlich der Mode, der unmotivierten Empfindung, hinter andern nicht zurückzustehen — nein, man schafft sich eine solche Stube aus dem dunkeln Drange heraus, in seiner Wohnung etwas Schönes zu haben, einen Raum zu besitzen, in dem der Besuch sich wohler fühlen soll, als in dem vernachlässigten Wohnzimmer.

Es ist eine berechtigte Klage, daß das Publikum unserer Tage das Gefühl für das Schöne, Einfache, Echte, Natürliche und Solide verloren hat. Wie weit stehen wir da hinter der Gesellschaft des Altertums und selbst hinter der des deutschen Mittelalters zurück! Wir haben uns von der Schlingpflanze des Talmi, des Schunds überwuchern lassen und der Boden, auf dem dieses Gewächs gedeihen konnte, ist auf die raffinierteste Weise von der modernen kunstgewerblichen Industrie bearbeitet und ausgemergelt worden. Aus den Bijouteriehandlungen wandern all die wohlfeilen Krims-Krams-Säckelchen die bemalten Wandteller, die unmöglichsten Nippes, die kolorierten Photographien, das gepreßte Glas, die stilllosen „Kunstgegenstände“, all der Wust, mit dem man unter dem Schlagwort: „Schmücke dein Heim“ die Kauflust in geschickt gestellte Reze

lockt, in unsere Räume und drücken ihnen das Merkmal des Scheins und des Scheinewollens auf. Die Möbelhändler liefern uns Einrichtungsstücke, die wenig kosten und nach viel aussehen sollen, sie verunstalten sie mit unmöglichen gedrechselten Knöpfen und beladen sie mit gepreßten Bestandteilen, die die Schnitzerei ersetzen sollen. Teppiche und Vorhänge, Bezüge und Decken wimmeln von Mustern und Dessins, erschrecken durch ihre farbigen Dissonanzen. Ihr minderwertiges Material erträgt keine Strapazen und nach kurzem Gebrauch schleppen wir durch Jahre einen fadenscheinigen Fexen, der uns den leidigen Umstand immer wieder demonstriert, daß wir uns mit sehenden Augen betrügen ließen — aber wollten wir es denn anders?!

Es ist nun ein billiger Einwand, daß eine selbst bescheidenen künstlerischen Ansprüchen genügende Zimmereinrichtung und Wohnungsausstattung die pekuniäre Leistungsfähigkeit unserer bürgerlichen Gesellschaft übersteige und daß deshalb eine Reform unseres Geschmacks und die diesem Geschmack angemessene Betätigung an der Mittellosigkeit der weitesten Kreise scheitern müsse. Die Sache aber liegt anders. Gewiß gibt es nichts umsonst, jeder Bleistift, jeder Stuhl, jeder Blumentopf kostet Geld — bekommt man aber die Falsifikate, die wertlosen Nachahmungen, das Prozenhafte einer verlogenen Kunst etwa umsonst? Um richtigen Ende sparen, bedingt die Möglichkeit, am richtigen Ende ausgeben zu können. Billig ist nur das Gute und Dauerhafte, teuer dagegen das Unhaltbare, Unnötige und Zweckwidrige. Wer wäre denn nicht schon in Wohnungen gewesen, in denen an recht anspruchsvoller Stelle, womöglich im „Salon“ der „Damenschreibtisch“ stand, über und über beladen mit Photographieständern, Zwanzigheller-Porzellanen, Schälchen und Gewinnsten aus der letzten Tombola, und so deutlich zeigend, daß gar nicht Absicht vorhanden ist, ihn zu seinem eigentlichen Zweck, dem Schreiben zu benützen! Kann denn etwas schön sein, was zwecklos ist?! Der arme Damenschreibtisch aber teilt seine zur Untätigkeit verurteilte Existenz mit der gewaltigen Schreibtischgarnitur, die niemals Tinte gesehen, den vielarmigen Leuchtern aus bronziertem Spiauterguß, die niemals

geleuchtet haben, der wuchtigen Hängelampe, die man niemals anzündet, weil sie zu viel Brennöl verbraucht, den gehäkelten Schutzdeckchen, die nichts zu schützen haben, den Bildern, die in ihrer trostlosen Öde niemanden erfreuen, dem verfilbterten Tiselaufsatz, der den Tisch zieren soll und nur den Platz versperrt. Wozu dieser lackierte, gegossene, gedrechselte, verfälschte Brunf, wozu die Staubfänger, wozu der ganze Quark! Hinaus mit ihm! Hinaus aus dem Heiligtum unserer Wohnräume mit allem Schund, der den Geldbeutel leert und dem Herzen nichts bietet, der nichts bedeutet und nichts darstellt! Lieber ein schönes Bild im ganzen Hause, als zehn wertlose, lieber einen bequemen Lehstuhl als eine ganze unnütze „Garnitur“, lieber einen Gipsabguß, als hundert Nippes das Duzend zu 50 Pfennigen!

Es ist gar nicht so lange her, nicht viel mehr als ein Jahrzehnt, daß man anfing, die Schatten unserer heutigen Kultur, die das Gebiet der Kunst bedeckten, zu beachten. Und je weiter diese Beachtung vordrang, desto höher wuchs das Staunen über den Widerspruch der heutigen Bildung. Es ist ein Segen, daß man daran ging, den gebildeten Kreisen die Binde von den Augen zu nehmen und ihnen ihr Barbarentum in allem, was Kunst heißt, zu zeigen. Es entstand die große, immer weitere Kreise ergreifende Bewegung für Kunst- und Heimatpflege, und daß sich unbestreitbare Erfolge nachweisen lassen, kommt aus der Mäßigung und Selbstbescheidung, mit der das Arbeitsgebiet abgesteckt wurde. Man ging nicht darauf aus, aus jedem Fleischer einen Kunstkenner, aus jedem Mann mit einiger Bildung einen Kunsthistoriker zu machen, man wollte nicht Kunst treiben, wie etwa in den höheren Mädchenschulen — nein, es handelte und handelt sich um nichts anderes, als der großen Masse des in Frage kommenden Publikums die elementarsten Schönheitsgedanken und Kunstbegriffe wieder zurückzugeben, die in den widerstreitenden Strömungen unserer Tage verloren gegangen waren, dem Bauern z. B. zu zeigen, daß seine bemalten Truhen schöner, wertvoller und charaktervoller seien als der „altdeutsche“ Tisch und die politierte „Chiffonière“, die ihm der Pjuschler in der Stadt aufgeschwätzt hat, daß sein weißer

Lutherofen mit den blauen Mustern darauf seine Stube eigenartig geziert und gleichmäßig gewärmt hat, was man von dem an seine Stelle gesetzten Proletarier, „dem Blechofen“, nicht behaupten kann. Wir brauchen eine Erziehung zur Kunst! Unser Auge soll wieder sehen lernen! Wir müssen imstande sein, uns die Frage, was ist schön, was ist passend, zweckdienlich, echt und dauerhaft, was ist über den Tagesgeschmack erhaben, selbst zu beantworten und nicht den Dekorateur (ein wahres Großstadtübel!), den Tapezierer, den Möbelhändler den Ton finden zu lassen, auf den die Gegenstände unserer Umgebung gestimmt sein sollen. Es ist ganz verständlich, daß wir bei Dingen, die unser Geld kosten, als Bestimmende und nicht als Bestimmte mitreden wollen. Unsere Wohnungseinrichtungen begleiten uns durch unser ganzes Leben — da haben wir doch ein Recht, zu fordern, daß sie uns nach Form und Material, nach Farbe und praktischer Verwendbarkeit immer von neuem gefallen.

Und in all diesen leitenden Gedanken liegt auch eine große wirtschaftliche Bedeutung. Gerade der hier in Betracht kommende Teil der Industrie spekuliert auf die Verbildung, und Dummheit der Käufer. Die Masse der Kunden und die Masse des Erzeugten müssen die Rentabilität ergeben. Kunst und Kunstgewerbe aber können auf diese Basis nicht gestellt werden; schon der Begriff „kunstgewerbliche Industrie“ ist ein Unding. Da nun aber die außerordentliche Wohlfeilheit der Duzendware zum Kaufen reizt, so gibt beinahe jeder Haushalt im Laufe der Jahre für „kunstgewerbliche Artikel“ hauptsächlich zu Geschenkzwecken eine ganz beträchtliche Summe aus, die für eine bessere Sache hätte Verwendung finden können. In dieser Hinsicht ist das Kapitel der unvermeidlichen offiziellen Hochzeitsgeschenke sehr instruktiv. Man huldigt einem Luxus, der sich seinem Wesen nach als törichte Verschwendung darstellt und sieht in der Kunstpflege lediglich eine Passion der Millionäre. Wenn aber die Musik nicht das Privilegium bestimmter Klassen ist, weshalb sollte es dann die bildende und angewandte Kunst sein?! Sie wieder zu einem Gemeingut des Volkes zu machen, in ihm den Sinn für Echtheit und Dauer-

haftigkeit nach der materiellen und ideellen Richtung hin wach zu rufen, der Vergendung der Geldmittel für Tand und Flitter und Schwindel vorzubeugen und den Faktoren, die einen feineren und reineren Lebensgenuß verbürgen, Raum zu schaffen, uns in ein festes Verhältnis zum Schönen zu bringen, das sind im letzten Grunde rein praktische Bestrebungen, die allerdings Vorbedingungen zu höherem Kunstleben der einzelnen und damit zu einer wahrhaften Durchdringung der Gesellschaft mit künstlerischem Geist in sich tragen.

Wenn wir nun daran gehen, die entwickeltesten Grundsätze auf unsere Wohnräume anzuwenden, so teilen wir die kurzen Hinweise in drei Teile ein. Wir betrachten die Wandfläche, das Möblement und den Wohnungsschmuck.

Gegenwärtig ist die Sitte, die Wände unserer Wohnung durch den Zimmermaler „ausmalen“ zu lassen, allgemein verbreitet. Die Verwendung von Tapeten spielt bei uns keine Rolle. Wir wählen unter den Mustern die Schablonen, der Zimmermaler besorgt dann alles übrige. Doch was kommt dabei in der Regel heraus? Die Fläche hat doch nur den Zweck, dem Raum Geschlossenheit zu verleihen und diese Geschlossenheit kann nur erreicht werden, wenn die Wände ruhig wirken. Wenn aber ein Muster aufpatroniert wird, sagen wir etwa ein Blumenstrauß, der in seiner unendlichen Wiederholung und plastischen Herausarbeitung die Ruhe der Fläche in Bewegung und Unruhe auflöst, so geht der Flächencharakter verloren und die Bilder und Einrichtungsstücke an den Wänden werden in ihrer Wirkung, als etwas Ganzes zu gelten, arg beeinträchtigt. Die nach der bisherigen Art und Weise gemusterten Wände haben keinen Gedankeninhalt und keinen Zweck. Sie sind weder schön noch etwa praktisch und billig, denn der Zimmermaler will für seine auch noch so miserable Arbeit bezahlt sein. Die Musterung der Zimmerflächen ist an und für sich nicht zu verwerfen, aber es gehört für die richtige Zusammensetzung von Hintergrund und Zeichnung ein solch feines Gefühl und künstlerischer Sinn, daß man bei der Seltenheit ihrer Auffindbarkeit am besten davon absteht. Da die echten Tapeten — als Ideal erscheinen

uns die roten Seidentapeten im Ausleihzimmer des Bruckenthalischen Museums — für das Durchschnittsbürgerhaus zu kostspielig sind, so reden wir der einfärbigen Wandbehandlung nachdrücklich das Wort. Die Technik der Temperafarben ist heute so weit fortgeschritten, daß sich die reizendsten Nuancen herstellen lassen und wenn hier die richtige Auswahl getroffen wird, so ist die Wirkung schon gesichert. Für welche Farbe man sich entscheiden will, hängt von der Bestimmung des betreffenden Wohnraumes, von der Farbe der Möbel, der Gardinen und Teppiche ab, doch gilt als allgemeine Regel, alles Grelle zu vermeiden. Dunkle Möbel heben sich auf einem hellen Hintergrunde, helle dagegen auf einer dunklen Fläche wirkungsvoll ab. Sehr beliebt ist es, die Zimmerdecke und einen geringen Teil der anstoßenden Wände heller zu halten, als die Seitenflächen, oft findet sich auch ein Fries, in dem die reizendsten Motive verarbeitet werden können. Harmonisiert nun mit dem Farbenakkord der Wände der Anstrich der Türen und Fenster (Mahagoniroth oder Grün werden mit Vorliebe zu hellen Wänden gewählt), so sind in unserer Stube die äußeren Bedingungen der Wohnlichkeit gegeben. Das Hauptgewicht ruht demnach auf der Farbe, auf dem Zusammenstimmen der einzelnen Abstufungen; das Patronenmuster — auch so ein Infusorium der Geschmacklosigkeit — legt man zu den Akten der Vergangenheit.

Die passende Beschaffung der Möbel ist eine der schwierigsten Fragen unseres Haushaltes. Die Industrie überschwemmt den Markt mit einer Fülle von Stilarten, alle Grade der Ausführung, alle Preislagen sind vertreten, wenn man nur das nötige Geld hat, so kann man in fünf Minuten „eingrichtet“ sein. Es ist ein Glück, daß die Erkenntnis immer mehr an Boden gewinnt, die Einfachheit, Güte des Materials und Zweckdienlichkeit bedinge die Schönheit des Möbelstückes.

Von dem Geschnörkel, den unnötigen Ecken, den Säulchen und Winkeln, in denen sich nur der Staub einsetzt, wendet man sich mit Bewußtsein ab, der ganze sogenannte „altdeutsche“ Stil erscheint uns als eine kostspielige Verirrung.

Man könnte die gegenwärtige Bewegung zugunsten einer

Neugeburt der Einrichtungsgegenstände als eine Rückkehr zur Natur bezeichnen. Aus der natürlichen Bestimmung des einzelnen Möbels muß sich mit logischer Notwendigkeit die Form ergeben, aus der Natur des Materials die Art seiner Behandlung und Bearbeitung, aus der Beschaffenheit des zukünftigen Standortes, also der Umgebung, die Farbe, aus den Größenverhältnissen des Zimmers das Ausmaß. In große Räume gehören große Möbel, und umgekehrt. Früher hat man außer Tannenholz hauptsächlich Nußbaum und Eiche verarbeitet, heute verwendet man alle möglichen Holzarten: Eiche, Kirsche, Erle, Kiefer, und versteht es, durch farbige Beize prachtvolle Effekte zu erzielen.

In Ausstellungen und Niederlagen, die nach Entwürfen von Künstlern arbeiten, sahen wir graue, grüne, olivfarbene, rote, weiße Möbel, die in passenden Räumen aufgestellt, mit Messing-, Kupfer-, oder schwarzem Eisenbeschlag versehen, sich entzückend ausnahmen. Die bekannte Zeitschrift für Innendekoration bringt eine Fülle der köstlichsten Vorlagen. Wer vor der Anlage eines kleinen Kapitals in Möbeln steht, z. B. Väter, die ihre Töchter ausstatten, sollten es nicht versäumen, einige Jahrgänge dieses vornehmen Organs zu studieren und nur auf Grund von Zeichnungen ihre Bestellungen machen. Man fährt so billiger und bringt einer wichtigen Frage die nötige Aufmerksamkeit entgegen. Was von der Farbe der Wände gesagt wurde, gilt auch von den Möbelstoffen. Es werden in dieser Branche herrliche Fabrikate erzeugt, doch sind sie nicht billig. Wer deshalb nicht imstande ist, tief in die Tasche zu greifen, begnüge sich mit einem glatten Wollstoff, der sich mit seiner Farbe dem Gesamtbilde anpaßt. Alle geblühten, mit Rosenbouquets, hüpfenden Vögeln u. überladenen Stoffe haben doch nicht die geringste Bedeutung. Ein Sopha ist zum Sitzen da, die Polsterung dient der Bequemlichkeit, aber eine bildliche Darstellung hat doch eine andere Bestimmung als als Sitzunterlage zu dienen. Die Frage, welchem „Stil“ der Vorzug gegeben werden soll, ob Gotisch, Renaissance, Barock, Rokoko, Poppstil, Empire, Ludwig XIV, Sezession, Jugendstil, Bauernstil, Wiedermahermanier usw., beantwortet sich heute von selbst — nicht in einem bestimmten Stil sollen

unsere Möbel gehalten werden, denn aus lauter Stilreiterei sind wir stilllos geworden, sondern mit Stil. Denn was heißt denn eigentlich Stil? Wir meinen, daß der Stil die aus zeitlichen Bedingungen und aus der Zweckbestimmung geschaffene Kunstform ist. Paßt denn unsere Bürgerfrau mit ihren schlichten, fließenden Gewändern in ein Rokokozimmer, in dem nichts an wirklichem Rokoko zu finden ist, als die krummen Sesselbeine? Wie verhält sich ein „gotisches“ Studierzimmer, dazu in miserabler Gotik gehalten, zu dem Berufe des darin arbeitenden Ingenieurs, der Eisenkonstruktionen zeichnet? Was will die bessere Handwerkerfrau im Stil der Ludwige? Unsere Zeit drängt aus allen phantastischen Ländeleien heraus. Der Zuschnitt des Lebens geht auf das Einfache, Gesunde, unbedingt Notwendige. Die Kleidung unserer Männer trägt deutlich diese Merkmale, die leichtgeschwungenen Eisenbrücken sind Ergebnisse dieses Stils, den man schon den Stil des Zweckes genannt hat. Und so muß sich auch der moderne Möbelbau als eine Konsequenz unserer Zeit aus ihren Grundtendenzen, aus den Grundlagen unserer Lebensverhältnisse heraus entwickeln und wenn es dem Möbelfabrikanten gelingt, uns Stücke zu liefern, denen man auf den ersten Blick die absolute Zweckdienlichkeit, die harmonische Farbenwirkung, die Solidität der Ausführung, die Güte des Materials, nicht zu vergessen auch die Bedingungen für eine leichte Reinhaltung, also das hygienische Moment, ansieht, so hat er eben im Stile unseres Zeitalters geschaffen. Daß man diesen Stil anderes definieren muß, als etwa die Gotik, wo die Formenwelt in einer Reihe von Motiven (Krabben, Kreuzblume, Spitzbogen, Wimperg, Fischblase, Dreischneiß u.) festgestellt ist, bedarf keiner weiteren Begründung. Man hat in letzter Zeit viel vom Heimatsstil gesprochen und nicht selten hat man versucht, diesem Heimatsstil auch in den Wohnräumen gerecht zu werden. Hierin liegt nun eine Gefahr. Wenn, um nur ein Beispiel anzuführen, der Professor hergeht und richtet sich sein Speisezimmer mit sächsischen Bauernmöbeln ein, so mag dabei die nationale Seite loblich sein — aber es ist ein Widerspruch — der Professor ist nicht Bauer. Die

Bauernmöbel gehören in das Bauernhaus, nicht in das Heim eines Gelehrten. Damit ist aber nicht gesagt, daß die sächsischen Ornamente und Formen nicht verwertet werden können, aber es muß in der richtigen Art und mit künstlerischer Anpassung und Umbildung geschehen, sonst wirkt die Sache lächerlich.

Es ist gewiß ein wahres Wort, daß man aus dem Schmuck der Wohnung auf den Charakter ihrer Bewohner schließen kann. Zum mindesten gilt das von der Stellung des betreffenden Individuums zur Kunst, zum Schönen. Der Mensch hat einen angeborenen Zug zum Wohnungsschmuck. Der Kannibale hängt vor seine Hütte die Skalpe der erschlagenen Feinde und wir stellen das Mafartbouquet recht ostentativ in eine Zimmerecke, als wollten wir sagen: „Tritt herein, auch hier wohnt der Kunstsin!“ Und wer's etwa bezweifelt, dem zeigen wir voll Entrüstung und Genugthuung die beiden Wandteller (ohne Pendant geht's eben nicht) mit Defreggerischen Bildern ins Plastische überetzt oder mit rührenden Szenen aus dem Trompeter von Säckingen. Und welches Kunstverständnis erst in dem gemalten Ofenschirm, dem gestickten Divantissen, der Schlummerrolle auf dem Schaukelstuhl, den prachtvoll in gegipsten Rahmen gefaßten beiden Landschaften! Doch lassen wir die Fronie! Unser Wohnungsschmuck liegt im Argen! Um feststellen zu können, welche Gesichtspunkte bei seiner Auswahl in Betracht kommen, müssen wir fragen: Welchen Zweck, welche Bedeutung hat der Schmuck der Wand?

Die kahle Mauerfläche eines Zimmers bietet in ihrer monotonen Langweiligkeit dem Auge keinen Ruhepunkt. Eine nackte Fläche ist öde und kahl. Deshalb bringen wir an sie Werke der darstellenden Kunst an, die eine belebende, anheimelnde, bedeutungsvolle Sprache sprechen. Aus bedeutungslosen Dingen aber kann keine Bedeutung, aus inhaltslosen Gegenständen kann kein Inhalt resultieren, und deshalb fordern wir von dem Wandschmuck, daß er uns etwas sage. Mitin soll der Wandschmuck unsere Wohnräume wohnlich gestalten und wohnlich können wir uns in unseren Stuben nur fühlen, wenn sie auch in ihren Zierstücken zu uns in persönlicher Beziehung

stehen. Darin aber liegt die Notwendigkeit angedeutet, daß der Wohnungsschmuck sich als eine Konsequenz unserer gemüthlichen und geistigen Eigenart darstellt. Wenn sich der Jäger ein schönes Tierbild an die Wand hängt, so sagt ihm das jedenfalls mehr als etwa die Transfiguration von Raffael, deshalb ist es ganz natürlich, wenn sich der Sportsmann an einem Pferdeporträt, der Literaturhistoriker an einer Schillerbüste, der Musikfreund an einem Bildnis Beethovens erfreut. Das Wesentliche liegt darin, auch im Wandschmuck alle Ungereimtheiten und Widersprüche zu vermeiden. Unsere Bilder sind eben nicht Repräsentationsmittel, oder sollen es zum mindesten nicht sein, sie sind unserer selbst willen da. Was meine Seele bewegt, was für mich ein persönliches Interesse gewonnen, was mich in meinem innern Leben bewegt hat, was den Inhalt meiner Neigungen bestimmt, das sehe ich auch gerne durch Künstlerhand dargestellt und im Anschauen des Bildes lebe ich wirkliche Erlebnisse nochmals durch. Daß mir das zwischen meinen vier Pfählen möglich gemacht wird, gehört zu den Vorbedingungen der Wohnlichkeit. Aus diesem Grunde ist es durchaus gestattet, Reminiszenzen, ob sie sich nun auf das Familien-, das Studenten- oder Junggefellleben beziehen, in Photographien zur Schau zu stellen — aber auch hier müssen wir Maß halten. Unser Wohnzimmer ist kein Ahnensaal, unsere Studierstube ist keine Studentenkeipe. Ein feineres Gefühl wird uns abhalten, mit unserer Person auch darin einen Kultus zu treiben, daß wir uns in allen möglichen und unmöglichen Stellungen photographiert an die Wand heften, wie es die Schauspieler so gerne tun, ja tun müssen, denn sie stehen und fallen mit dem Eindruck und Erfolg auch ihres äußeren Menschen.

Der Wandschmuck, die Gemälde, die Reproduktionen, die Statuen oder Gruppen müssen nun aber, so weit es sich nicht um das Familienleben handelt, über das rein Persönliche ihrer Bedeutung hinausgehen. Sie müssen eine solche Beschaffenheit besitzen, daß sie auch künstlerischen Erfordernissen Genüge leisten, sie müssen ästhetisch einwandsfrei sein. Deshalb ist es eine Pflicht aller Gebildeten, auf ein gutes Bild Gewicht zu

legen. Selbstverständlich ist es unmöglich, hier bestimmte Meister zu empfehlen, das muß eben jeder wissen, was für eine Darstellung er zu wählen hat. Ein Kunstkenner kommt hiebei höchstens und leider auch meistens nur durch die mangelnden Geldmittel in Verlegenheit, dem großen Publikum aber, dem ja für die Kunstpflege das Herz geöffnet werden soll, kann man nur sagen, was es nicht kaufen soll und auch das nur im ganz Allgemeinen. Daß so ein Öldruck in drei Farben zu 2 Kronen, samt Rahmen womöglich, wirklich etwas ganz wertloses sei, daß so ein bronzierter aus gepreßten Gipsstückchen bestehender „Goldrahmen“ den widerlichen Eindruck der schabigen Eleganz hervorruft, daß das Treiben der zugereisten Bilderkolporteurs purer Schwindel und ihre Ware unwürdig sei, einen Friseurladen zu zieren, das muß in immer breiteren Schichten erkannt werden. Das Ideal bleibt ein gutes Original oder eine künstlerische Reproduktion. Daß unser Sebastian Hann-Verein es möglich gemacht hat, durch seine wohlfeilen Prämienblätter ein Stück echter Kunst in unsere Häuser zu tragen, kann als eine dankenswerte Tat begrüßt werden.

Der Bilderrahmen bildet einen sehr wirkungsvollen Zimmerschmuck. Natürlich nicht, wenn er nur die wertlose Nachahmung der echt vergoldeten, aus Holz oder Metall gefertigten Rahmen ist. Bei verständiger Anleitung kann jeder geschickte Tischler aus naturfarbenem oder gebeiztem Holze einen schönen, glatten Rahmen herstellen. Hier wäre auf die richtige Farbe und die richtige Größe zu achten.

Einen integrierenden Bestandteil des Wohnungsschmuckes macht heutzutage der Fenstervorhang oder die Gardine aus. Die Fensteröffnungen bilden die Verbindung des Zimmers mit dem Freien, gewissermaßen den Übergang. Wir haben das Bedürfnis, die Geschlossenheit unserer Wohnräume auch an den Lichtöffnungen hervorzuheben. Da der geschlossene Raum eine gedämpftere Beleuchtung besitzt, als die freie Landschaft, so wird unser sensibler Auge durch die ungehindert in unsere Stuben strömenden Lichtmassen unangenehm berührt und geblendet. Deshalb hat die Gardine die Bestimmung, zu mildern und die grellen Lichtkon-

traste zu beseitigen. Daß diesem Zweck der schwere, dunkelfarbige Vorhang nicht entsprechen kann und die Beschaffenheit seines Materials die notwendige Reinigung erschwert, so ist die leichte helle, waschbare Gardine vorzuziehen. Die mit den unsinnigsten „Dessins“ überladenen Fenstervorhänge scheint auch die Industrie überwunden zu haben, die Rückkehr zum Einfachen und zu einem besseren Material bricht sich auch hier Bahn. Schon bei einem geringen Kostenaufwand ist der Erwerb dauerhafter und entsprechender Gardinen möglich. Besonders anheimelnd sind die weißen Vorhänge mit handbreitem, in dunkler Farbe gesticktem Rande. Da ist nun der passende Ort, sächsische Motive zu verarbeiten. Die weibliche Handarbeit kann sich hier reizend betätigen, die nötigen Vorlagen bietet in prächtiger Auswahl Michael Fleischers: „Muster der Leinenstickereien sächsischer Bäuerinnen aus dem Rösner Gau“, oder auch die vom Hermannstädter Komitat gelegentlich der Millenniumsausstellung herausgegebenen „Muster von Leinenstickereien sächsischer Bäuerinnen aus den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns“. Die Notwendigkeit einer Neuorganisation des Handarbeitsunterrichtes in unseren Mädchenschulen gerade in dieser Richtung sei hier nur kurz, aber nachdrücklich hervorgehoben.

Eines der dankbarsten Mittel, die Wohnräume behaglich zu stimmen, gibt der Teppich, der als Wandbehang oder Bodenbelag verwendet wird. Er kann bloßes Zierstück oder ein wirklicher Gebrauchsgegenstand sein mit der Bestimmung, den lauten Schritt zu dämpfen oder gegen die Kälte zu schützen. Was wir an den echten orientalischen Teppichen (in geringerem Maße auch an deren soliden Nachahmungen) immer von neuem bewundern, ist ihr herrliches Farbenpiel, die Harmonie der einzelnen Nuancen, das charakteristische Muster, die Echtheit des Materials — was uns an den gewöhnlichen Teppichen der modernen Industrie so gräßlich abstoßt, ist die plumpe Nebeneinanderstellung von schreienden Farben, die lächerlichen figürlichen Darstellungen, die nichts sagenden Muster, der wertlose Stoff, mit einem Worte: das Ordinaire. Es ist oft unbegreiflich, wie man solch ein Ding im Hause dulden kann. Nun ist es ja freilich wahr, daß echte Teppiche

oder gute Nachahmungen nicht billig sind, und wer deshalb nicht den Willen hat, für ein solches Ding einen größeren Betrag zu verausgaben und des Teppichs doch nicht entbehren will, dem raten wir zu einem einfärbigen Wollteppich, vielleicht mit hellerer, oder dunkler Bordüre. Die bekannten Szeller Teppiche, die orientalische Musterung zeigen, sind ganz unbrauchbares Zeug, vor dessen Anschaffung trotz des geringen Preises im Sinne der Kunstpflege gewarnt werden muß. Die Farbe ist unhaltbar, das Material wertlos. Ein echter Teppich dauert Jahrhunderte, er wird nicht fadenscheinig, er rollt nicht, er tritt sich nicht ab, er verblaßt nicht, er trotzt auch der schlechtesten Behandlung, wir denken an unsere Kirchenteppiche, und bleibt doch immer schön und ewig jung im Glanze seiner Farben. Da verlohnt sich doch wahrlich der höhere Kaufpreis, den wir z. B. in silbernem Tafelzeug und in anderen Dingen, die lediglich dem Prunke, der noblen Parade, der Repräsentation dienen, ohne viel Schmerzen anlegen. Aber wie stimmt so eine, mit Silber und Aufsätzen beladene Tafel mit dem elenden Zutebelag unter dem Tische überein?

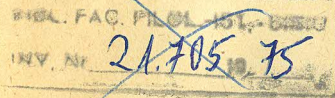
Auf die übrigen Gegenstände, mit denen wir unser Heim aus schmücken können, gehen wir nicht näher ein. Nicht der Reichtum macht unsere Wohnung wohnlich und unser Heim heimlich, sondern der gute Geschmack! Diesen guten Geschmack, der sich auf die Gesetze der Harmonie und des Zweckes, der Schönheit und Vornehmheit gründet, wieder in sein gutes Recht einzusetzen, das ist das hohe Ziel der modernen Kunstpflege, recht eigentlich auch das Prinzip der Erziehung zur Kunst. Trachten wir darnach, daß unsere Wohnungen mehr seien, als Ablagerungsstätten für den Schutt einer auf die Kritiklosigkeit spekulierenden kunstgewerblichen Industrie, denn, wenn wir unsere Persönlichkeit in eine Umgebung hineinsetzen, die auch in ihrem Beiwerk auf dem Boden des Dauernden gegründet ist, so dienen wir im letzten Grunde der Ewigkeit, die im Reiche des Schönen und Wahren, im Reiche der Kunst stetig wiedergeboren wird!

Schlussbemerkung.

Die kleine Arbeit über „die Ausstattung unserer Wohnräume“ ist in der ersten Volksversammlung des „Sebastian Hamme Vereines zur Pflege heimischer Kunstbestrebungen“, Juli 1905 in Hermannstadt vorgelesen worden. Der praktische Zweck bestand darin, die Grundsätze dieses Vereines auf ein eng abgegrenztes Gebiet anzuwenden. Als der vorliegende Aufsatz geschrieben wurde, war H. Bürkner's: Kunstpflege in Haus und Heimat (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1905) noch nicht erschienen, um so größer war die Freude, daß die dort niedergelegten Prinzipien sich mit den Gedankengängen meiner Ausführungen in Übereinstimmung befinden. Darin mag nun auch die Berechtigung erblickt werden, daß dieser anspruchslose Beitrag zur Kunstpflege als „Volkschrift“ weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird, und es ist mein herzlichster Wunsch: er möge an seinem Teile beitragen, die ästhetische Kultur unseres Volkes zu fördern. — Ich glaube schließlich der Aufgabe dieser Zeilen zu dienen, wenn ich als künstlerischen Wandschmuck die Originallithographien aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig warm empfehle.

Groß-Lasfen, am 13. März 1906.

B. H.



W. Krafft in Hermanns

Volksschriften-Verlag.

1. u. 5. Heft. Über Gewerbe und Handel der Sachsen im XIV. u. XV. Jahrhundert von Oskar v. Melzl. 2 Hefte à 20 h.
2. u. 3. Heft. Franz Gebbel. Ein Gedenkblatt von J. und A. Schullerus. 40 h.
4. Heft. Was der Tierarzt unsern Bauern ans Herz legt von Fröhlich. 20 h.
- 6.—13. Heft. Aus sieben Jahrhunderten. Acht Vorträge aus der Geschichte von Dr. Fr. Schuller. 8 Hefte à 20 h.
 6. Einwanderung der Sachsen nach Siebenbürgen. (1141—1161.)
 7. Die deutschen Ritter im Burzenlande. (1211—1225.)
Der Einfall der Mongolen in Siebenbürgen. (1241—1242.)
 8. Unter Anjou's Völlen. (1308—1382.)
 9. Aus der Fürstzeit. (1382—1490.)
 10. Aus der Zeit der Reformation und des sächs. Humanismus. (1519—1557.)
 11. Aus der Fürstzeit. (1538—1690.)
 12. Maria Theresia und die Siebenbürger Sachsen. (1740—1780.)
 13. Kaiser Josef II. und die Sachsen in Siebenbürgen. (1780—1790.)
- 14.—16. Heft. Ein Wegweiser für kommissierte sächs. Bauernwirtschaften von Johann Lander. 60 h.
- 17.—19. Heft. Theodor Fabini. Ein sächsischer Heldenjüngling aus großer Zeit von Dr. Richard Schuller. 60 h.
- 20.—22. Heft. Heimkehr aus Amerika. Eine Geschichte aus dem Altlande. Mit Abbildungen. 60 h.
23. Heft. Leseabend und Volksbücherei. Vortrag gehalten in der Pfarrerversammlung vom 3. Oktober 1902 zu Schäßburg von G. Lander, ev. Pfarrer in Henndorf. 20 h.
- 24.—26. Heft. Aus dem Leben der Gemeinde Groß-Mitsch. Von Dr. G. A. Schuller, Ortspfarrer, und Rud. Nemenz, Ortsnotär. 60 h.

ANTICARIAT - SIBIU

Luzer 273 huz